

ZOE BRISBY
Kopenhagen mon amour

Weiterer Titel der Autorin:

Reise mit zwei Unbekannten

Titel auch als Hörbuch erhältlich

ZOE BRISBY

KOPENHAGEN
MON AMOUR

ROMAN

Übersetzung aus dem Französischen
von Monika Buchgeister



eichborn

Dieser Titel ist auch als Hörbuch und E-Book erschienen.

Die Bastei Lübbe AG verfolgt eine nachhaltige Buchproduktion. Wir verwenden Papiere aus nachhaltiger Forstwirtschaft und verzichten darauf, Bücher einzeln in Folie zu verpacken. Wir stellen unsere Bücher in Deutschland und Europa (EU) her und arbeiten mit den Druckereien kontinuierlich an einer positiven Ökobilanz.



Eichborn Verlag in der Bastei Lübbe AG

Titel der französischen Originalausgabe:

»Bons baisers de Copenhague«

Für die Originalausgabe:

Copyright © Mazarine/Librairie Arthème Fayard, 2020

Für die deutschsprachige Ausgabe:

Copyright © 2022 by Bastei Lübbe AG, Köln

Umschlaggestaltung: U1berlin/Patrizia Di Stefano

Umschlagmotiv: © Dariia Baranova/shutterstock (2)

Satz: two-up, Düsseldorf

Gesetzt aus der Bembo

Druck und Einband: GGP Media GmbH, Pöbneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-8479-0118-1

1 3 5 4 2

Sie finden uns im Internet unter eichborn.de

Bitte beachten Sie auch luebbe.de

*Fordere dein Glück ein, halt es fest und scheue
kein Risiko. Sie werden sich schon daran gewöhnen,
dich so zu sehen.*

René Char, *Les Matinaux*



Ihrem Namen zum Trotz hatte Brune kein braunes Haar. Nicht einmal kastanienfarbenes Haar. Brune war blond.

Eine erste Komplikation schon bei der Geburt. Ein echter Fremdkörper in ihrer Familie, die zu einhundert Prozent braunes Haar hatte.

Offensichtlich hatte Brune von Beginn an – vielmehr von den Haaren an – beschlossen, ihre Eltern zu ärgern. Es hatte zwar einen Urgroßvater gegeben, der annähernd blond gewesen war, aber abgesehen von diesem war in der gesamten Ahnenreihe keine weizenfarbene Haarpracht zu finden.

Es wird immer wieder behauptet, dass unsere Vornamen über unseren Lebensweg entscheiden: In diesem Fall hatte Brune einen schlechten Start gehabt. Und bis heute, mit fünfunddreißig Jahren, hatte sich nichts gefügt. In ihrem Leben ging ziemlich viel schief.

Sie saß auf der Bordsteinkante und tauschte ihre hochhackigen Schuhe gegen bequeme Sneakers. Warum sollte man seine Wirbelsäule durch solche Stelzen misshandeln, allein um der männlichen Spezies zu gefallen? Nur ein Mann konnte solche Folterwerkzeuge erfinden. Und nur eine Frau willigte ein, sie zu tragen.

Das Rendezvous von heute Abend hatte in seinem Internet-Profil angegeben, 1,95 Meter groß zu sein. Also hatte sie aus dem Kleiderschrank ihre angestaubten Absatzschuhe hervorgeholt, die nur bei seltenen Gelegenheiten zum Einsatz

kamen. Selbst wenn man die Grundregel des Onlinedating in Anschlag brachte und zehn Zentimeter von der angegebenen Größe als Lügenpuffer abzog, war 1,85 Meter immer noch ganz schön groß!

Vorsichtshalber hatte Brune noch rasch ein gelbes Post-it unübersehbar mitten auf ihren Kühlschrank geklebt, mit dem Hinweis: *Derjenige, der mich entführt und/oder getötet hat, heißt Christopher Allen. Danke.*

Beim *Danke* hatte sie gezögert. Aber für den Fall, dass diese Nachricht ihr letztes Lebenszeichen auf dieser Erde gewesen sein sollte, wäre sie immerhin höflich geblieben.

Christopher Allen – schon der Name klang falsch. Er hätte ihr Misstrauen wecken sollen. Hinter einem amerikanischen klingenden Familiennamen steckt oft ein kleiner Dicker oder, noch schlimmer, ein Jugendlicher, der irgendwo in einem winzigen Dorf im abgelegensten Winkel Frankreichs immerzu vor seinem Bildschirm hängt.

Als Brune in die Bar kam, suchte sie augenblicklich nach Ryan Reynolds. Kein Ryan weit und breit. Dann vielleicht Leonardo DiCaprio? Auch kein Leonardo in Sicht. Möglicherweise doch eher Bradley Cooper? Auch nicht.

Sie wollte sich gerade fragen, ob sie sich mit dem Treffpunkt vertan hatte, als sich eine Hand erhob. Wer sich bemerkbar machte, war auch kein George Clooney. Eher Jean-Claude Clooney, ein entfernter Cousin. Weit entfernt. Um die fünfzig, dickbäuchig, höchstens 1,70 Meter groß, lichtet Haar und ein etwas krummer Rücken. Der Schwindel des Jahrhunderts. Keinerlei Ähnlichkeit mit dem Foto. Wer war das eigentlich auf dem Foto gewesen? Sein Fitnesscoach? Nein, bei dem Bauch hatte er unmöglich so etwas wie einen Fitnesscoach.

In einer solchen Situation gab es zwei Möglichkeiten. Man konnte so tun, als hätte man nichts gesehen, und die

Flucht ergreifen. Oder man sagte sich, dass nur die innere Schönheit zählt, um dem anderen eine Chance zu geben.

Brune dachte ein paar kurze Augenblicke nach.

Einerseits flüsterte ihr ihr gutes Herz zu, dass er sicher ein netter Kerl war, andererseits hatte er sie angelogen. Er hatte eine falsche Identität benutzt, um sie zu ködern. Vermutlich war er ein Psychopath, der ihr eine Droge ins Glas schütten würde, um Brune anschließend in einem Verlies einzusperren und ihr nichts anderes als hier und da ein paar gefriergetrocknete Mahlzeiten hineinzuworfen.

Sie warf einen skeptischen Blick auf die Wampe, die zwei Knöpfe des blassen Hemds gesprengt hatte. Vermutlich handelte es sich schlicht um einen armen Kerl, der mit seinem eigenen Foto nicht die Richtige fand und deshalb für seine Verführungskünste sein geistiges Vermögen in die Waagschale warf.

Letztendlich hatte sie beschlossen, dem potenziellen psychopathischen Lügner eine Chance zu geben, und in der Folge einen schrecklich langweiligen Abend verbracht. Der Gipfel seiner Verfehlungen war dann, dass er bei der Rechnung halbe-halbe gemacht hatte.

Jetzt saß sie hier allein auf diesem Bordstein und wechselte grübelnd ihre Schuhe. Was stimmte nur nicht mit ihr? Zu dick? Zu dünn? Zu laut? Zu leise? Zu komisch? Zu düster? Zu intelligent? Zu dumm?

Sie dachte darüber nach, wie es so weit hatte kommen können.

»Willst du Kinder?«

»Ähh.«

All ihre Probleme hatten mit dieser schicksalsschweren Frage begonnen und mit ihrer – gelinde gesagt – vagen Antwort. Daraufhin hatten sich die Ereignisse überschlagen:

Auseinandersetzungen, Versöhnungen, Auseinandersetzungen, Trennung.

Das Idiotischste an der ganzen Sache war, dass sich Brune diese Frage damals noch nie gestellt hatte. Kinder kriegen? Ja. Nein. Vielleicht. Irgendwann einmal.

Sie hatte in der Gegenwart gelebt und die gemeinsam verbrachte Zeit genossen, sich vom sanften Fluss des Glücks tragen lassen. Aber jetzt hatte sie sich einen Tsunami in ihrer Brust eingefangen.

Über das Vergehen der Zeit hatte sie sich bislang keine Gedanken gemacht, zu ihrem Glück war das Thema an ihr abgeprallt. Er aber hatte sie auf die unaufhaltsam tickende Uhr aufmerksam gemacht. Tick-tack, unerbittlich wie ein Metronom. Der Sensenmann kam näher, das stand ihr jetzt vor Augen. Selig sind die Unwissenden!

Davor hatte sie in einer süßen Unbeschwertheit ohne Blick auf die verrinnenden Jahre gelebt. Aber das, ja, das war davor gewesen.

Er hatte ihr durchaus aufrichtiges »Ähh« nicht gut gefunden. Er hatte es für unreif gehalten und war sogar so weit gegangen, ihr mangelnde Entscheidungsfähigkeit vorzuwerfen. Er hatte auf Abstand gehen wollen. Jenen famosen Abstand, der nie etwas Gutes verheißt.

Inzwischen hatte Brune nachgedacht, und in ihrem Kopf war ein Bild aufgetaucht. Zunächst verschwommen, dann klarer, und schließlich ließ es sie nicht mehr los. Kleine Strümpfchen, ein helles Lachen, Fingerchen, die nach ihrer Hand griffen ... Sie wollte ein Baby.

Sie hatte versucht, ihn zurückzuerobern, wollte ihm alles erklären, aber er glaubte ihr nicht. Es war zu spät.

Er war ausgezogen, hatte sie allein in einer leeren und zu teuren Wohnung zurückgelassen, mit verrücktspielenden Hormonen und einer tickenden biologischen Uhr.

Ein tiefes Tal der Tränen musste durchschritten werden. Nach zahllosen romantischen Komödien auf dem Sofa und der erschöpfenden Lektüre aller Jane-Austen-Romane hatte sie versucht, ihr Leben wieder in die Hand zu nehmen.

Jetzt wusste sie, dass sie ein Baby wollte. Sie hatte sich auf allen möglichen Plattformen angemeldet und ein Rendez-vous nach dem anderen vereinbart – aber alle verliefen gleichermaßen niederschmetternd.

Sie musste unbedingt aufhören, darüber nachzudenken. Nicht jetzt, nicht hier auf diesem feuchten Bordstein, beschwor sie sich. Aber sie konnte nicht anders. An jedem verlorenen Abend, bei jeder verpassten Gelegenheit dachte sie daran. Und jetzt regnete es auch noch! Sie hasste es, im Regen unterwegs zu sein. Die eisigen Tropfen machten sie traurig, ließen sie frösteln und brachten sie am Ende womöglich noch zum Weinen. Der Regen ist ein Feind nicht nur der Haare, sondern auch der Moral. Diese himmlischen Tränen sind ansteckend.

Wütend stopfte sie die Absatzschuhe in ihre Tasche. Dieses verunglückte Treffen brachte das Fass endgültig zum Überlaufen! So konnte sie nicht weitermachen. Sie musste handeln, das Ruder herumreißen.

Ihr glasklarer Geist ertrug Niederlagen nicht und noch weniger ein zeitliches Ultimatum. Fünfunddreißig, damit hatte sie eine Grenze erreicht.

Fünfunddreißig – da tut sich ein Abgrund auf, wenn es um das Thema Mutterschaft geht: Entweder man springt mit beiden Beinen hinein, oder man bleibt auf ewig außen vor.

Sie richtete sich wieder auf und suchte nach einem Notizbuch in ihrer Tasche. Sie machte gerne Listen – überall und für alles. So gelang es ihr, ihre Gedanken zu ordnen und sich vorzugaukeln, sie habe die Dinge im Griff. Sie kauete auf dem

Bleistift herum und dachte angestrengt nach. Zwei Dinge standen fest, mit denen sie sich auseinandersetzen musste.

1. Sie wollte ein Baby.
2. Sie hatte keinen Mann parat.

Versonnen kaute sie auf ihrer Lippe, bis ihr die Erleuchtung kam. An Letzerem durfte es nicht scheitern, sie würde sich auch allein zu helfen wissen!

Sie erinnerte sich an einen Artikel, den sie über Kinderwunschkliniken in Dänemark gelesen hatte. Ein Baby aus dem Katalog, warum eigentlich nicht? Es war zwar ein wenig traurig, aber ... Nein! Es war mutig! Sie würde zu jenen Pionierinnen zählen, die für ihr Baby keinen Vater brauchen.

Außerdem hatte sie noch nie gern Dinge aus der Hand gegeben.

2



Als Justine mit einer grünen Mixtur in der Hand die Wohnung betrat, war Brune bereits im Internet unterwegs.

»Alles in Ordnung? Ich habe mir gerade einen Smoothie gemacht mit Chia, Grünkohl, Agar-Agar und Kiwi. Möchtest du was davon?«

Brune sah kaum von ihrem Bildschirm auf.

»Außer Kiwi habe ich nicht so wirklich verstanden, was drin ist.«

Endlich löste sie ihren Blick doch vom Laptop in Richtung ihrer Etagennachbarin, die bereits dabei war, Bruness Küchenschränke zu durchforsten.

»Hast du Kaffee da?«

Brune wies mit dem Finger auf den Kapselhalter neben der Kaffeemaschine.

»Diese schrecklichen Dinger? Danke, nein! Ökologisch gesehen das reinste Desaster, diese Plastikapseln! Und dann der Kaffee, der da drin ist! Wenn man das überhaupt Kaffee nennen kann ... Dahinter stehen riesige, mega umweltschädliche Betriebe, die Flora und Fauna gnadenlos vernichten. Bald gibt es keine Papageien mehr, und dafür wirst du mitverantwortlich sein. Willst du das wirklich?«

Aufgebracht machte Justine kehrt und warf die Tür hinter sich zu.

Brune war die dramatischen umweltbewussten Ausbrüche ihrer Nachbarin gewohnt. Justine war militante Umweltschützerin, Veganerin und überzeugte Aktivistin für das

Tierwohl. Manchmal bedauerte Brune ein wenig, ihr die Schlüssel zu ihrer Wohnung gegeben zu haben.

Aber hinter diesem kämpferischen Auftreten verbarg sich ein Herz aus Gold. Justine gehörte zu jenen aufrichtigen und standhaften Wesen, die immer und überall für ihre Überzeugungen eintreten. Anders als die meisten Leute beschränkte sie sich nicht darauf, traurig, aber resigniert Statements abzugeben wie »Die Abholzung des Regenwalds am Amazonas ist eine Tragödie«. Justine kettete sich in ihrem Viertel an einen Baum, der der Säge zum Opfer fallen sollte, um Platz für einen Parkplatz zu schaffen. Sie dachte und handelte konsequent. Sie war ein Mensch, wie man ihn nur selten trifft.

Sie war in die Nachbarwohnung gezogen, kurz bevor es zu der schicksalsschweren Frage kam, und Brune eine große Unterstützung gewesen. Seither standen sie einander sehr nah.

Die Tür wurde weit aufgestoßen, und Justine erschien erneut, diesmal mit einem abgenutzten weißen Gegenstand im Arm.

»Hier. Eine gute alte Filterkaffeemaschine. Keine Sorge, ich habe noch eine andere, die ich im Secondhandladen erstanden habe.«

Sie stellte das Gerät auf die Arbeitsplatte, schloss es an und zog dann aus der Tasche ihrer Latzhose ein Paket Arabica-Kaffee hervor. Sie wartete, bis die Maschine aus zweiter oder sogar dritter Hand in Gang kam und wühlte derweil im Wandschrank.

»Wo hast du denn den Zucker hingerräumt? Sag bloß, du hast all deine Schränke neu geordnet!«

»Da, im Regal«, sagte Brune und wies mit dem Finger in die entsprechende Richtung.

»Das war aber gestern noch nicht da!«

»Ich habe es heute Nacht aufgebaut. Ich konnte nicht schlafen.«

Nach der Trennung hatte Brune sich, in Ermangelung weiterer romantischer Komödien und unveröffentlichter Jane-Austen-Romane, auf handwerkliche Tutorials im Internet gestürzt. Getrieben von der Lust, etwas zu bauen, ihr Leben wieder in die Spur zu bringen, Ordnung zu schaffen in der vorhandenen Unordnung. Vielleicht hatte sie auch einfach nur das Bedürfnis gehabt, ihre Hände zu beschäftigen und ihren Geist im Zaume zu halten.

Das Leben glich dem Bausatz für ein Möbelstück: Ein paar Schrauben zu wenig, eine Befestigungsmutter zu viel, und alles fügte sich zu einem etwas wackligen Ganzen.

Die tränenverhangenen Sonntage waren auf diese Weise zu Sonntagen in den großen Baumärkten der Stadt geworden. Mittlerweile fand sie sich bestens in jeder beliebigen Abteilung zurecht, duzte sich mit den Verkäufern und kannte bisweilen ihre Vornamen. Geräte wie die Schleifmaschinen von Black & Decker bargen keinerlei Geheimnis mehr für sie.

Justine hatte Brune aus reiner Gutmütigkeit mehrmals auf ihren Streifzügen durch das Labyrinth der Baumärkte begleitet. Ihre Unterstützung hatte sich allerdings im Wesentlichen auf das Schieben des Einkaufswagens beschränkt. Dem Heimwerken selbst konnte sie wahrlich nichts abgewinnen.

Brune hatte mit kleinen Veränderungen begonnen: ein Bausatz für eine Kommode hier, ein Wandhaken dort. Dann fühlte sie sich zu Größerem befähigt: Sie tapezierte und pinselte, baute auseinander und leimte zusammen ... Und schließlich hatte sie sich an umfassende Neugestaltungen gewagt.

Ständig stellte sie ihr Mobiliar um, was Justine ganz außerordentlich auf die Nerven ging, da sie nie etwas wiederfand.

Heute Morgen war also der Zucker von Brunas Heim-

werkertrieb betroffen gewesen. Justine griff nach der Zuckerdose und ließ zwei gehäufte Löffel in die Tasse ihrer Freundin rieseln.

»Hier, das ist ein guter, echter Kaffee. Fair gehandelt außerdem. Geerntet von Kleinbauern, die achtsam mit der Natur umgehen.«

»Die Papageien werden es dir danken!«

Brune ließ ihre Freundin in der Küche schalten und walten, während sie sich erneut in ihre Studien vertiefte. Sie war auf die Seite einer dänischen Klinik gestoßen und ging nun den Katalog der Spender durch.

Das Geräusch einer mit dem Feingefühl eines Elefanten neben ihr abgestellten Tasse ließ sie aufschrecken.

»Wie war eigentlich deine Verabredung von gestern Abend?«, wollte Justine wissen und warf einen vielsagenden Blick zu dem Post-it hinüber, das immer noch am Külschrank klebte.

Brune schob seufzend ihren Computer zurück und legte ihre Hände um die warme Tasse.

»Wie immer.«

»So schlimm?«

»Das war der letzte. Mit den Männern bin ich fertig. Ein für alle Mal!«

»Das sagst du nach jedem Date.«

»Aber diesmal ist es mir ernst. Das war's, ehrlich! Ich höre auf mit dem Onlinedating. Man stößt immer nur auf Sex-besessene oder Depressive. Und manchmal auch auf beides zugleich.«

Justine lächelte. Sie kannte diese Reden.

»Willst du immer noch ein Baby?«

»Natürlich.«

»Na ja, ohne Mann kannst du den Plan mit dem Baby wohl knicken.«

Brune nahm sich die Zeit für einen genüsslichen Schluck heißen Kaffee, bevor sie mit geheimnisvoll leuchtenden Augen erwiderte:

»Nicht zwangsläufig.«

Die Umweltschützerin verschluckte sich beinahe an ihrem Kaffee.

»Biologie zählt natürlich nicht zu deinen Spezialgebieten, aber ...«, sie nahm eine Kinderstimme an und spottete: »... damit Mama ein Baby bekommt, muss der Papa der Mama seinen Samen geben.«

»Nicht immer.«

»Hmm, jetzt machst du mir aber langsam wirklich Angst! Dir fehlen ja sogar die allereinfachsten Grundkenntnisse ...«

Brune schnitt ihr das Wort ab, indem sie ihr den Computer hinüberreichte.

Das Bild eines hübschen, pausbäckigen Babys mit kristallblauen Augen hieß die Besucher der Internetseite willkommen.

»So eines will ich haben!«

»Ich glaube nicht, dass man es online bestellen kann, tut mir leid. Seine Eltern wären garantiert nicht einverstanden damit.«

»Doch!«

Justine sprang entsetzt hoch und stürzte sich auf ihr Handy.

»Die Eltern wollen es verkaufen?! Wie grauenhaft! Das ist Menschenhandel. Man muss sie anzeigen. Das darf man nicht zulassen. Das ist ja fast wie bei diesen indischen Kindern, die entführt werden, um reichen Kunden als Organlieferanten zu dienen. In meiner Organisation gibt es jemanden, der in Verbindung mit den Sozialämtern steht, den werde ich sofort anrufen.«

Justine konnte hochgehen wie eine Rakete. Brune kon-

fisierte ihr Handy, bevor sie auch nur einen ihrer Gutmenschen-Freunde dieser Erde auf den Plan rufen konnte.

»Nicht doch! Dieses Baby ist nicht zu verkaufen! Es ist eine Werbung, ein Beispiel, um zu zeigen, wie mein Baby aussehen könnte.«

»Bist du schwanger? Seit gestern Abend? Das ging aber schnell. Ich dachte, deine Verabredung wäre ein Desaster gewesen.«

Brune streichelte das Babygesicht auf dem Bildschirm.

»Noch nicht. Aber ich habe die Lösung.«

»Könntest du mir das vielleicht genauer erklären?«

»Das ist die Internetseite einer Kinderwunschklinik in Dänemark. Ich werde mich um einen Samenspender bemühen.«

»Ach so! Aber in Dänemark? Warum so weit weg? Warum kein französischer Spender? Ich hab dir doch schon tausendmal gesagt, dass regionaler Konsum besser ist. Hast du mal an deinen ökologischen Fußabdruck gedacht?«

»Diese Art von Geschäftsmodell ist in Frankreich verboten. Jedenfalls im Augenblick noch. Und ich kann es mir nicht leisten, länger zu warten. Ich bin fünfunddreißig und ...«

»... das ist das Verfallsdatum, das auf deinen Eierstöcken steht, ich weiß.«

Justine war vier Jahre jünger als Brune und hatte einen Freund in Costa Rica, den sie während eines Ökovolontariats zur Rettung von Schildkröten kennengelernt hatte. Ein dringlicher Kinderwunsch hatte sich bei ihr noch nicht eingestellt.

Rasch überflog sie die Seite. Der Internetauftritt war gut gestaltet, die französische Übersetzung enthielt klare Angaben, das Ganze war gespickt mit Fotos von hübschen, blonden Babys.

Justine, selbst noch nicht vom Ticken der biologischen Uhr beunruhigt, zog besorgt die Augenbrauen hoch.

»Findest du es nicht seltsam, dass sie alle blond und superhübsch sind? Man könnte meinen, es sind allesamt Babys von Brad Pitt!«

»Die Dänen sind mehrheitlich blond. Und außerdem werden sie natürlich nicht gerade superhässliche Babys auf ihrer Seite präsentieren.«

»Genau. Du könntest aber genauso gut auch ein hässliches Baby bekommen. Wenn du weniger bezahlst, bekommst zu vielleicht ein ganz scheußliches Kind. So funktioniert das Gesetz von Angebot und Nachfrage – genau wie bei allen multinationalen Unternehmen. Für Extras muss man immer mehr bezahlen.«

Justine setzte ihre Argumentation fort, aber Brune hörte ihr nicht mehr zu. Sie biss sich auf die Lippen. Daran hatte sie nicht gedacht. Als sie dieses postkartentaugliche hübsche, pausbäckige Baby gesehen hatte, hatte sie sofort genauso eines haben wollen.

Aber vielleicht hatte ihre Freundin recht. Vielleicht würde sie eins bekommen, das hässlich wie die Nacht war. Ein Baby, das die anderen Kinder mit Kieselsteinen bewerfen würden. Ein Baby, über das sich die anderen Eltern lustig machen würden.

Sie wäre dann ganz allein, um es zu beschützen. Es gäbe keinen Papa, der es verteidigen könnte. Sie wollte ein Baby, ja, aber sie wollte ein genauso schönes wie auf dem Foto. Plötzlich ertappte sie sich tatsächlich dabei, dass sich ein leichtes Bedauern in ihr regte: Eigentlich schade, dass dieses nicht zu verkaufen war ...

Justine kam zum Ende ihrer Ausführungen.

»Man kann sein Kind nicht auswählen. Mit den Babys ist es wie mit der Lotterie – man kann Glück haben oder Pech.«

»Man kann sein Baby nicht auswählen«, wiederholte Brune nachdenklich.

Doch. Genau das konnte man!

»Auf der Seite gibt es einen Spenderkatalog. Es ist möglich, denjenigen auszusuchen, der uns anhand einer Beschreibung seines Äußeren und eines Fragebogens am meisten zusagt. Man kennt seine Vorlieben, seinen Beruf, seine familiäre Herkunft. Man erfährt, ob er bereits Kinder hat ...«

Sie klickte auf einen Reiter, und eine Namensliste tat sich auf, die sie nun herunterscrollte.

»Schau dir mal den hier an, Askur. Hellhäutig, blond, blaugraue Augen, 1,90 Meter groß, 86 Kilogramm schwer, Student. Es gibt sogar Fotos von ihm, als er klein war. Total süß!«

Justine betrachtete die Aufnahmen von einem kleinen Jungen, der wahlweise in der Badewanne saß, im Garten herumhantierte oder Ball spielte.

»Warum gibt es keine Erwachsenen-Fotos von ihm? Er könnte doch im Lauf der Jahre total widerlich geworden sein ...«

»Die Anonymität muss schließlich gewahrt werden.«

Die Skeptikerin kniff die Augen zusammen.

»Wenn man anonym handelt, dann hat man etwas zu verbergen. Da stimmt was nicht mit deinem Askur.«

Die ›werdende Mutter‹ wischte das Argument vom Tisch.

»Aber nein! Das ist die Regel. Außerdem möchte er sicher nicht, dass die Leute über seine Samenspendertätigkeit Bescheid wissen.«

»Er spendet sein Sperma ja nicht, sondern verkauft es ...«

»Wahrscheinlich braucht er Geld für sein Studium.«

»Ist es dir nicht unangenehm, dass er gezwungen ist, einen Teil von sich selbst zu verkaufen, um ein Bildungsniveau zu erreichen, das ihm erlaubt, ein würdiges Leben zu führen

und seine armen kranken und bedürftigen Eltern zu unterstützen?»

Brune schaute sie mit großen Augen an.

»Seine Eltern sind krank? Woher weißt du das? Oje, das ist gar nicht gut. Meinst du, es ist eine Krankheit, die sich vererbt?«

Sie begann aufgeregt, das Profil nach Hinweisen auf eine ernste Erkrankung zu durchforsten, aber da legte Justine ihr eine Hand auf den Arm.

»Das war doch bloße Spekulation. Ich gebe nur zu bedenken, dass dieser arme Junge, wenn er sich verkaufen musste, sicher nicht aus Spaß gehandelt hat.«

Erleichtert rasselte Brune sich wieder hoch.

»Man kann da aber nicht gerade von einem großen Opfer reden. Es ist ja nicht so, als würde er eine Niere oder eine Lunge spenden.«

Justine gönnte sich einen weiteren Schluck Kaffee, um Zeit zum Nachdenken zu gewinnen. Das Argument war nicht von der Hand zu weisen, aber sie konnte nicht umhin, dieses ganze System suspekt zu finden. Sie sah noch einmal auf den Bildschirm.

»Ethisch gesehen bin ich gegen eine so genaue Auswahl der Merkmale eines zukünftigen Kindes. Überleg mal – du bestimmst die Farbe der Haut, der Haare, das Gewicht, die Größe ...«

Brune zog die Augenbrauen hoch.

»Das macht man aber doch eigentlich auch, wenn man einem Mann begegnet. Es ist wissenschaftlich erwiesen, dass Frauen einen Partner mit dem genetischen Profil suchen, das ihren Vorstellungen am ehesten entspricht und ihnen die bestmögliche Nachkommenschaft sichert. Gegen diesen Instinkt ist nichts zu machen. So funktioniert unser Reptiliengehirn nun einmal.«

Justine schob ihre Tasse energisch von sich.

»Bei einer Verabredung ist keineswegs allein das Äußere ausschlaggebend. Du unterhältst dich mit der Person, du merkst, ob ihr euch gut versteht, ob sie dich zum Lachen bringt ...«

Justine hielt einen Augenblick inne und verlor sich in Gedanken an ihre eigene Begegnung mit Pedro in Costa Rica. Aber sie schob die glücklichen Erinnerungen rasch beiseite, um sich wieder auf das Hier und Jetzt und das nicht gerade konventionelle Vorhaben ihrer Freundin zu konzentrieren. Mit strengem Blick nahm sie diese ins Visier.

»Was sie in dieser Klinik anbieten, nennt man Eugenik. Weißt du, wer das betrieben hat? Die Nazis!«

Brune verdrehte die Augen. Immer gleich diese scharfen Geschütze.

»Die Wissenschaft macht Fortschritte. Heute ist man in der Lage, Stammzellen zu klonen. Bald wird man einen Arm im Labor züchten und ihn dann einer Person einpflanzen können, der ein Arm fehlt. Fortschritt muss nicht immer etwas Negatives bedeuten. Wenn man bei seinem Baby Kriterien auswählen kann, die ihm ein gesundes Leben garantieren, dann bin ich jedenfalls dabei!«

»Aha, ein potenzieller Aldous Huxley! Vielleicht erinnerst du dich auch, wie seine *Schöne, neue Welt* endet?«

Beide schwiegen. Die im Raum spürbare Spannung musste sich erst einmal legen. Justine kannte die Besessenheit ihrer Freundin bezüglich eines Babys, doch die heutigen Ideen gingen ihr eindeutig zu weit. Sie war kein echter Freund von Onlinedates, aber immerhin spielten sich diese zwischen Menschen ab und verlagerten das Problem nicht auf das Feld des rein Biologischen. Die Vorstellung hingegen, im Internet die Zutaten für ein Baby zu bestellen, behagte ihr ganz und gar nicht.

»Vielleicht ist er krank.«

»Wer?«

»Askur!«

»Nein, er wurde untersucht. Schau her, hier ist die Liste der Erbkrankheiten. Er hat keine einzige.«

Justine kniff die Augen zusammen.

»Vielleicht hat er irgendwelche versteckten Laster. Das Unternehmen gibt mit Sicherheit nicht alles preis. Sie könnten dich anlügen.«

Brune schüttelte den Kopf.

»Ich habe Erfahrungsberichte gelesen. Alle Kundinnen sind zufrieden. Diese Klinik ist absolut seriös. Die Ärzte dort praktizieren seit über dreißig Jahren.«

Brune scrollte die lange Liste der Kommentare von überglücklichen Müttern hinunter. Justine sah sie gerührt an, konnte sich aber einen Anflug von Spott nicht verkneifen.

»Erfahrungsberichte, die sie selbst auf ihrer Seite platziert haben. Darauf kannst du dich absolut nicht verlassen. Sie werden wohl kaum die Aussagen einer Mutter veröffentlichen, die den Rolls Royce unter allen zur Auswahl stehenden Babys bestellt, stattdessen aber nur einen Twingo bekommen hat. Die meisten dieser Frauen existieren vermutlich überhaupt nicht!«

Justine hatte ihren Kaffee ausgetrunken. Sie stellte die Tasse in die Spüle und drückte ihrer Freundin rasch ein Küsschen auf die Wange, bevor sie ging und Brune in abgrundtiefer Verwirrung zurückließ.

Brunes Entschlossenheit bröckelte. Auch wenn sie grundsätzlich weiterhin überzeugt war von ihrem Vorhaben. Sie war voller Hoffnung zu Bett gegangen und wieder aufgestanden, musste aber zugeben, dass Justines Argumente ihre Berechtigung hatten. Was, wenn die Internetseite Unwahrheiten enthielt? Wenn das Ganze ein Riesenschwindel war?

Brune war von Natur aus eher vertrauensselig, möglicherweise ein wenig zu sehr, daher beherzigte sie oft die Ratschläge ihrer weitaus misstrauischeren Freundin. Was, wenn Justine tatsächlich recht hatte? Sie durfte sich nicht einfach auf die Angaben einer Internetseite verlassen. Aber man würde schon herausbekommen, ob dort die Wahrheit gesagt wurde.

Um Klarheit zu gewinnen, musste sie allerdings Nachforschungen anstellen. Zunächst über die Klinik und anschließend über Askur.

3



Brune brauchte frische Luft. Sie musste ein paar Schritte gehen, um ihre Gedanken zu sortieren. Also verließ sie die Wohnung und streifte aufs Geratewohl durch die Straßen.

Justines Argumente gingen ihr nicht aus dem Kopf. War sie im Begriff, eine Dummheit zu begehen? War diese Idee mit der Kinderwunschlinik vollkommen verrückt? War sie stark genug, um sich allein um ein Baby zu kümmern? Was würden ihre Eltern sagen? Was würden ihre Kollegen sagen? Was würde die Gesellschaft sagen? Wenn Frankreich diese Vorgehensweise für ledige Mütter untersagte, musste es doch einen Grund dafür geben, oder etwa nicht?

Auch ihr einsamer, ruhiger Spaziergang konnte sie nicht in Einklang mit dem Rest der Welt bringen. All diese »normalen« Menschen mit ihren »normalen« Beschäftigungen. Fast acht Milliarden menschlicher Wesen und Brune. Ein ganzer Planet und Brune. Es war nicht die Welt *von* Brune, sondern die Welt *und* Brune. Zwei getrennte Entitäten, die die Präsenz des jeweilig anderen ertrugen.

Anfangs hatte sie es versucht. Nach der Trennung musste sie schließlich ein neues Kapitel aufschlagen und nach vorne schauen. Aber wie sollte sie das alte Kapitel abschließen, das sie eben erst angefangen hatte? Ihre Beziehung hatte gerade erst begonnen. Es hatte keinerlei Warnsignale gegeben. Keine Schmerzen im linken Arm, keine Gesichtslähmung, kein blasses, fahles Aussehen, keine Verwirrtheit. Gelähmt war in ihrem Fall nur ihr Herz, blass und fahl war nur ihr

Selbstwertgefühl, und verwirrt waren nur ihre Empfindungen.

Sie hatte sich lange treiben lassen. Eine Jammergestalt, die durch öde Landstriche irrt, nach Luft ringt und doch nicht zu Atem kommt. Sie hatte versucht, den Kopf frei zu bekommen, ihre Gedanken zu ordnen. Was für eine bescheuerte Idee! Als könnte die abgestandene Stadtluft ihr zu einem Baby verhelfen. Schwanger durch einen Luftzug, das wäre mal was ganz Neues. Eine windige unbefleckte Empfängnis.

Ihre Schritte führten sie zum Park. Quälerei für junge Mütter, Folterstätte für alle Kinderlosen.

Sie setzte sich auf eine Bank, die ebenso in die Jahre gekommen war wie ihre Eierstöcke und ebenso ungemütlich wie ihr derzeitiges Leben. Sie ließ ihren Blick über all die Glücklichen mit blassen Gesichtern und dunklen Ringen unter den Augen schweifen, die um sie herum mit ihren lebhaft herumfuchteln den Zwergen unterwegs waren.

Sie war eifersüchtig. Schrecklich eifersüchtig. Sie wollte auch einen Kinderwagen schieben, jede Rutschpartie mit einem aufmunternden Winken begleiten oder schimpfend verbieten, Sand zu essen.

Früher hatten Babys sie kaltgelassen. Natürlich waren sie wirklich niedlich mit ihren blauen Kulleraugen, ihren niedlichen, knubbligen Füßchen und ihrem glockenhellen Lachen, aber sie blieben doch vor allem kleine Vampire, die einem die Jugend aussaugten. Zeitfressende Monster, die sich an der Energie ihrer Mütter labten. Diebe der besten Jahre. Sie weinten, schrien, und vor allem kotzten sie. Sie hatte nie zu denjenigen gezählt, die beim Anblick einer schwangeren Frau in Begeisterung ausbrachen und ihr mit bewundernder Miene über den Bauch strichen.

Aber das war davor gewesen. Damals konnte sie noch spa-

zieren gehen, ohne sich vom Anblick eines Kinderwagens unter Druck gesetzt zu fühlen. Jetzt war sie zu einem regelrechten Radargerät für Babys geworden, die sie im Umkreis von mehreren Kilometern aufspürte. Eine immerwährende Folter. Sie sah die gewölbten Bäuche werdender Mütter und betastete ihren eigenen, den flach zu halten sie sich so lange bemüht hatte.

Ein Ball plumpste an ihr Bein. Ein kleiner, etwa fünfjähriger Junge kam angerannt, um ihn zu holen, und entschuldigte sich freundlich, bevor er kehrte und wieder zu dem Bolzplatz hinüberflog. Ein Elektroschock hätte sie nicht schlimmer treffen können. Sie konnte nicht ihr ganzes Leben auf einer Bank herumsitzen und die Kinder der anderen anstarren. Zum einen, weil man sie für eine Geisteskranke halten würde, die eine Entführung plant – es hatte schließlich immer etwas Verdächtiges, wenn ein Erwachsener ohne Kinder in einem Park herumlungerte –, und zum anderen, weil sie nicht das Leben einfach so für sie entscheiden lassen wollte.

Sie konnte mit ihrem Leben anstellen, was sie wollte, unter der Bedingung, dass sie die nötigen Mittel dafür hatte. Natürlich war ihr Vorgehen nicht gewöhnlich, aber was war schon dabei? Hätte der Mensch sich stets mit dem ihm Vertrauten begnügt, dann würde man heute noch glauben, die Erde sei eine Scheibe. Die Dinosaurier hatten sich nicht anpassen können, und man wusste ja, welches Ende es mit ihnen genommen hatte ...

Sie war vielleicht naiv, wie Justine sagte. Und wahrscheinlich war sie auch viel zu vertrauensselig. Aber war es denn schlecht, an die Menschheit zu glauben? Ganz sicher nicht!

Aus diesem Optimismus musste sie ihre Kraft schöpfen. Natürlich war die Welt nicht die von Walt Disney, aber man musste doch daran glauben, dass das Leben eine positive

Wendung nehmen würde. Wozu sollte man denn sonst überhaupt weitermachen?

Brune spürte neue Energie in sich aufkeimen, Hoffnung strömte wieder durch ihre Adern. Das beruhigende Gefühl, etwas tun zu können, stellte sich ein. Die Gewissheit, ihr Schicksal selbst in die Hand zu nehmen. Sie war nicht auf den Kopf gefallen und wusste, dass diese Stimmung nicht von Dauer sein würde, dass sie weiterhin Höhen und Tiefen erleben würde. Umso mehr musste sie ihre neue Entschlossenheit auf der Stelle ausnutzen.

Sie warf sich in die Brust und sah herausfordernd um sich. Leider war niemand in der Nähe, der ihrem Wandel beige-wohnt hätte. Ach, egal!

Die Farben erschienen ihr jetzt bunter, die Sonne strahlender, die Düfte intensiver. Außerdem hatte sie bisher gar nicht bemerkt, wie schmutzig und übel riechend dieser Sandkasten dort war. Nie im Leben würde sie ihr Kind in diesem riesigen Katzenklo spielen lassen.

Sie lächelte: Sie war schon jetzt eine gute Mutter.